

„Wider das sinnlose Schlachten“

Ein hochkarätiges Expertengespräch zu einer wichtigen, aber nicht sehr bekannten Episode im Ersten Weltkrieg fand am 12. September 2017 in der Katholischen Akademie Bayern statt. „Wider das sinnlose Schlachten. Die Friedensinitiative Papst Benedikts XV. im Jahr 1917 und der Münchner Nuntius Eugenio Pacelli“ hieß der Titel der Veranstaltung. Benedikt XV., im Herbst 1914, in den Anfangstagen des Krieges, erst zum Papst gewählt, versuchte 1917 die kriegführenden Länder an den Verhandlungstisch zu bringen, um Frieden zu ermöglichen.

Zwar scheiterte das Projekt an den nationalistischen Positionen der jeweiligen Regierungen, doch entfaltete die Initiative eine bedeutende Wirkungsgeschichte. Es diskutierten am Abend der Münsteraner Kirchenhistoriker und Theologe Prof. Dr. Hubert Wolf und der Historiker Dr. Sascha Hinkel, Koordinator des DFG-Projekts „Kritische Online-Edition der Nuntiaturberichte von Eugenio Pacelli“, ebenfalls aus Münster. Lesen Sie im Nachgang die überarbeitete Diskussion und die dazugehörigen Quellentexte.

Die Friedensinitiative Benedikts XV. und der Münchner Nuntius Eugenio Pacelli

Lesung und Diskussion zwischen Hubert Wolf und Sascha Hinkel

Text 1: Schreiben Papst Benedikts XV. an Kaiser Wilhelm II. vom 16. Januar 1917

„Majestät, der Geburtstag Eurer Majestät bietet uns die glückliche Gelegenheit, Eurer erlauchten Person unsere Wünsche für ein langes, glückliches Leben und für die Blüte Eurer Untertanen ausdrücken, und gleichzeitig Eurer Majestät in dieser für das Schicksal Europas entscheidenden Zeit unsere volle Seele öffnen zu können. Äußerst dankbar für die offizielle Kommunikation, die die Regierung Eurer Majestät mit uns geführt hat, haben Wir den Ölzweig, den Friedensboten an die Welt, mit Freude begrüßt, den Eure Majestät neulich vorgezeigt hat. ...

Wenn Eure Majestät ... sich entschließen würde, neue Schritte zu unternehmen, wäre nicht ein Hinweis auf allgemeine Grundlagen zweckdienlich, wie zum Beispiel das Prinzip der Freiheit der Meere, das der Freiheit und Unabhängigkeit der kleinen Staaten, der proportionalen Abnahme der Aufrüstung ...? Eine Vereinbarung über diese allgemeinen Prinzipien ist nicht schwer zu erreichen, und sie wird, so scheint Uns, den Übergang zu vollständigen und letztendlichen Verhandlungen leichter machen. ...

Wir beten zu dem Herrn, damit das neue Lebensjahr Eurer Majestät, das gerade beginnt, Euch zusammen mit der teuersten Segnung für Eure erhabene Person und Eure kaiserliche Familie den Ruhm bringen wird, dem eigenen Staat und der ganzen Welt den seit langer Zeit ersehnten Frieden geben zu haben.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Hubert Wolf: Ja, schreiben kann der Papst: pastoral und diplomatisch. Das ist doch eigentlich eine schöne Vorstellung:

Benedikt XV. (Abb. 1.) gratuliert Wilhelm II. zum Geburtstag. Und obwohl es – wie man weiß – nicht ganz so einfach ist, dem Deutschen Kaiser adäquat zu gratulieren, benutzt der Papst diese Chance, um den Frieden voranzutreiben. Natürlich ist dieses Schreiben diplomatisch abgezirkelt; dessen ungeachtet aber wird im Kern bereits das Thema angesprochen, mit dem wir uns beschäftigen wollen: die Friedensinitiative Benedikts XV.

Der Papst will nicht nur allgemein zum Frieden aufrufen, sondern hat bereits ganz konkrete Vorstellungen, was passieren muss, damit Frieden möglich wird. Und er stellt sich nicht mehr wie seine Vorgänger als „arbitr mundi“, als „Schiedsrichter der Welt“ dar, der entscheidet, wie es geht, sondern er begreift sich viel demütiger als Mediator mit der Haltung: Ich stelle mich dazwischen und mache konkrete Vorschläge.

Das ist auf der Karikatur, dem Titelbild des „Simplicissimus“ vom 17. August 1915 (Abb. 2) schön zu sehen: Sie zeigt den Papst inmitten eines Meers aus Blut. Es ist natürlich sehr schwierig, eigentlich vollkommen hoffnungslos, sich in diesem Meer aus Blut für den Frieden zu engagieren. Und trotzdem macht der Papst es. Der Krieg ist nämlich absolut festgefahren, die Fronten total verhärtet, und die Menschen hungern. Mit anderen Worten: Der Krieg braucht eine Lösung von außen statt von innen. Wer sonst außer dem Papst mit seiner einmaligen moralischen Autorität ist dazu in der Lage, inmitten dieser absolut verfahrenen Situation 1917 bei Wilhelm II. Gehör zu finden, zumal er selbst ja gerade keine Kriegspartei ist?

Sascha Hinkel: Ist es nicht ein bisschen naiv, von einer moralischen Autorität des Papstes zu sprechen, die er gegen-

über Wilhelm II. nutzen möchte? Es ist sicherlich ein gutes Ziel, in einer verfahrenen Situation Frieden bringen zu wollen. Aber wenn man einmal realpolitisch denkt, dann stellt sich doch die Frage, wann eine kriegführende Partei überhaupt dazu bereit ist, in Friedensverhandlungen einzutreten. Und das ist eben nur der Fall, wenn sie selbst in einer Position der Stärke ist, weil sie dann den Frieden diktieren kann.

Schauen wir uns doch einfach einmal an, was Wilhelm II. in seinen handschriftlichen Anmerkungen am Rand des Briefes notiert. Dort steht neben dem Stichwort „neue Schritte unternehmen“ der Vermerk: „erst siegen!“ Sprich: Erst dann, wenn das Deutsche Reich gewonnen hat, kann es in Friedensverhandlungen eintreten, und zwar deshalb, weil es die Bedingungen des Friedens dann selbst bestimmen kann.

Zu dem Stichwort „Abnahme der Aufrüstung“ beziehungsweise zu einer möglichen Abrüstungsinitiative notiert der Kaiser hingegen: „Das hat Wilson soeben getan und ist glänzend damit hineingefallen. Der Vatikan und Wilson sind anscheinend gleich weltfremd und utopisch!“ Es sind für den Kaiser also ganz abwegige Ideen, die Benedikt XV. da vorbringt. Heute würde man vielleicht despektierlich sagen: „Der ist halt so ein Gutmensch.“ Deshalb notiert Wilhelm II. zu den allgemeinen Ideen des Papstes: „sancta simplicitas! sehr dürftig und schwach für den ‚Statthalter Christi‘ auf Erden.“

Hubert Wolf: Diese Aussage ist doch typisch Wilhelm II., oder? Später werden wir ja noch hören, was die Römische Kurie von seinem psychischen Zustand hält. Aber jetzt noch einmal ganz anders: Ist es nicht gerade ein Zeichen von Stärke, sich dieser heiklen Mission anzunehmen? Man darf nicht vergessen, dass der Papst innerhalb der Kurie einen gewaltigen Gegenwind hat; genau das, was Sie gerade angeführt haben, sieht auch die Kurie. Da fragt etwa Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri, was passieren könnte, wenn sich der Heilige Stuhl einmischen würde. Er fürchtet: Die Deutschen werden sagen, das ist zu frankreichfreundlich, die Franzosen werden sagen, das ist zu deutschfreundlich. Das würde bedeuten, dass sich der Vatikan zwischen alle Stühle setzt. Und Gasparri kann argumentieren, dass der Heilige Vater als „padre commune“, als Vater aller Gläubigen, schön neutral bleiben sollte. Er kann im Allgemeinen zum Frieden mahnen, sollte aber sonst nichts Konkretes sagen. Natürlich ist Gasparri auch eigennützig; er möchte seinen besten Mann nicht verbrennen. Schließlich soll er ausgerechnet seinen Mitarbeiter Eugenio Pacelli auf eine Mission schicken, von der er befürchtet, dass sie sowieso ein Schlag ins Wasser wird.

Sascha Hinkel: Dann sehen wir einmal, was dabei herauskommen wird! Zuerst einmal schickt also Benedikt XV. Eugenio Pacelli im Frühjahr 1917 nach Deutschland, und zwar nicht irgendwohin nach Deutschland, sondern nach München; schließlich gibt es hier die einzige diplomatische Vertretung des Heiligen Stuhls im Deutschen Reich. Das heißt: Der Heilige Stuhl ist nicht in Berlin beim Reich und auch nicht bei Preußen akkreditiert, sondern in München beim bayerischen König. Dadurch ist München im Prinzip die Reichsnuntiatur während des Krieges. Aber es gibt ein strukturelles Problem für Pacelli: Er ist eben nicht bei der Reichsregierung akkreditiert und hat damit auch keinen offiziellen Draht dorthin. Er muss also immer irgendwie lavieren, um direkten Kontakt zum Kaiser oder zur Reichsregierung aufnehmen zu können. Erst nach dem Krieg wird 1920 die Reichs-

nuntiatur in Berlin gegründet. Pacelli übernimmt das Amt des dortigen Nuntius, bleibt aber so lange in München, bis die Verhandlungen um das Bayern-Konkordat im Jahre 1925 abgeschlossen sind.

Hubert Wolf: Sind Sie darüber verwundert? Wenn ich wählen könnte zwischen München und Berlin – dann wähle ich die Münchner Freiheit und nicht diese ...

Sascha Hinkel: ... Berliner Luft?

Hubert Wolf: ... deren Duft Pacelli so gar nicht gefällt.

Sascha Hinkel: Als guter Katholik bleibt man also lieber in München und geht nicht ins protestantische Berlin, wo sich Pacelli nie wirklich heimisch fühlen wird. Nun sind wir aber noch im Jahr 1917, als Pacelli in München ankommt und Rom von seinen Bemühungen um die Friedensinitiative berichtet. Und diese Nuntiaturberichte, die Pacelli täglich schreibt, manchmal mehrfach täglich Telegramme nach Rom sendet, um über die neuesten Entwicklungen zu berichten, die edieren wir in Münster in einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft für zwölf Jahre geförderten Projekt. Seit den Jahren 2003 und 2006 sind die vatikanischen Akten zum Pontifikat Pius' XI. zugänglich, und für die Forschung ist dieses Material wirklich ein Quantensprung. Denn erstmals können wir neben der staatlichen Perspektive, die wir schon länger kennen, für viele Themen die innervatikanischen Debatten und Informationsflüsse nachzeichnen.

Und so eben auch zur Friedensinitiative: Am 27. Juni 1917, gerade einmal einen Monat also, nachdem Pacelli in München angekommen ist, trifft er in Bad Kreuznach den Kaiser persönlich (Abb. 3). Über dieses Treffen ist schon länger ein Bericht von Werner Freiherr von Grünau bekannt, der als Vertreter des Auswärtigen Amtes ein paar Tage nach dem Treffen an Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg schreibt und dabei detailliert auf die Ausführungen des Kaisers eingeht.

Text 2. Von Grünau an Bethmann Hollweg vom 3. Juli 1917

„Wenn der Papst ex cathedra spräche und seinen Organen in allen kriegführenden Ländern den Befehl gäbe, von der Kanzel in der Weise für den Frieden zu wirken, dass zunächst einmal gegen den ungeheuren Hass, der die Völker beseele und der durchaus unchristlich sei, gepredigt und darauf hingewiesen werde, dass die Völker sich wieder vertragen müssten und dass all das Elend und Blutvergießen nur aufhören werde, wenn die Völker sich dem Friedensgedanken wieder zuwendeten, so werde allmählich aus den Völkern heraus von unten her ein Verlangen nach Frieden lebendig werden, dem sich die regierenden Schichten auf die Dauer nicht entziehen könnten. Bei uns sei das nicht notwendig, denn das deutsche Volk kenne keinen Hass, und der Wunsch des Volkes nach Frieden werde von allen maßgebenden Stellen geteilt. ... Übrigens habe die katholische Kirche ja auch noch andere Mittel, mit denen sie zu wirken so gut verstehe, wie zum Beispiel den Beichtstuhl und den Einfluss auf und durch die Frauenwelt.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Hubert Wolf: Sie werden zugeben müssen, dass dieser Partner für Pacelli nicht ganz einfach ist; schließlich ist es für Wilhelm II. typisch, wie er hier schwadroniert. Es ist auch nicht zu übersehen, wie das Ganze hin und her



Professor Hubert Wolf (li.) sah in der päpstlichen Initiative einen ernst zu nehmenden Versuch, den Krieg nach drei Jahren „sinnlosen Schlachtens“ zu beenden. Dr. Sascha Hinkel hingegen bemängelte diplomatische Ungeschick-

heiten des Vatikans und sparte auch Nuntius Pacelli, später Kardinal-Staatssekretär und von 1939 bis 1958 als Pius XII. Nachfolger Benedikts, bei der Kritik nicht aus.

geht, und zwar deshalb, weil die Vorstellungswelt von Wilhelm II. ungefähr so aussieht: Ja, also die Katholiken, die sollen das halt einmal so über den Beichtstuhl regeln und katholische Frauen ansprechen, dann sollen die ihre Männer darauf ansprechen, und die beeinflussen dann wieder ...

Benedikt XV. geht darauf nicht ein. Er setzt bewusst nicht auf die „Frauenwelt“ beziehungsweise auf das Sakrament der Beichte oder eine Mobilisierung der katholischen Massen, sondern er setzt vielmehr auf den Nuntius als Mediator. Er möchte, dass Pacelli versucht, diesen etwas verrückten Kaiser irgendwie mit ins Boot zu holen. Nun war ja gerade zu hören, was ein staatlicher Vertreter über dieses Treffen mit dem Kaiser berichtet; es bietet sich daher an, einmal zu vergleichen, was Pacelli am 30. Juni 1917 seinem Auftraggeber, dem Kardinalstaatssekretär, darüber nach Rom schreibt.

Text 3: Pacelli an Gasparri vom 30. Juni 1917, Teil I

„Ich würde dennoch offen sagen, dass er aufgrund der Art, wie er lange den Blick auf seinen Gesprächspartner heftet, aufgrund der Gestik und der Stimme (ich weiß nicht, ob dies natürlich ist oder in Folge der Beunruhigungen dieser drei langen und angsterfüllten Kriegsjahre) überspannt und nicht ganz normal wirkt.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Sascha Hinkel: Grundsätzlich wirkt Wilhelm II. auf Pacelli „nicht ganz normal“. Das ist im diplomatischen Stil des Nuntius schon eine ganz schöne Ohrfeige, die er dem deutschen Kaiser da gibt. Doch es wird noch schlimmer, wenn wir uns einmal anschauen, was Pacelli eigentlich schreiben wollte. Das können wir anhand unserer Edition tun, weil nämlich nicht nur die Ausfertigungen beziehungsweise die Originale der Schreiben, die Pacelli nach Rom sandte und die dort im Staatssekretariat gelesen wurden, überliefert sind, sondern auch die Entwürfe dieser Nuntiaturberichte. Und da es eine Online-Edition ist, kann man sich diesen textgenetischen Prozess dynamisch anzeigen lassen. Das heißt: Wir haben nicht mehr so einen komplizierten Fußnotenapparat, mit dem die Korrekturen, Einfügungen, Streichungen

und Überschreibungen etwa mit „a)-a)“ und „b)-b)“ dargestellt werden müssen, sondern wir können uns diese Struktur farblich anzeigen lassen (Abb. 4).

Im Bericht Pacellis sehen Sie zunächst die schwarze Schrift: Das ist das, was Pacelli zuerst notierte. Grundsätzlich ist es ja nicht ungewöhnlich, dass man erst einmal etwas hinschreibt, dann darüber reflektiert und Korrekturen anbringt. Nun steht da in Schwarz und damit im ersten Schreibentwurf, dass er, der Kaiser, „non del tutto equilibrato“ ist. Das bedeutet: Er ist nicht so ganz im Gleichgewicht, im Lot, mit sich selbst im Reinen oder ausgeglichen. Und dann denkt Pacelli offenbar – das ist jetzt unsere Interpretation –, dass diese Beschreibung noch nicht ausreicht, weil der Kaiser einfach nicht ganz normal ist. Seine Bemerkung bedeutet letztlich: „Der spinnt ein bisschen“ – und der Nuntius steigert damit das, was er bereits über den Kaiser geschrieben hat, nochmals ins Negative.

Hubert Wolf: Es ist aber trotzdem ungewöhnlich, dass der Nuntius, ein Diplomat, dass also Pacelli nicht so zurückhaltend wie sonst schreibt; schließlich werden Überarbeitungen in der Regel „mit Weichspüler“ durchgeführt, damit bloß keine Äußerungen stehen bleiben, die zu diplomatischen Verwerfungen führen können. Die Begegnung mit Wilhelm II. muss Pacelli derart getroffen haben, dass er zur Überzeugung kommt: Der Mann ist nicht ganz normal, der spinnt – was will man mit so einem Kaiser eigentlich machen? Die Situation ist folgende: Weil Pacelli mit dem Kaiser nichts anfangen kann, setzt er seine Hoffnungen auf den Mann dahinter, auf Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg. Und er hofft – während er den Kaiser nicht für sonderlich zurechnungsfähig hält –, dass er sich auf das verlassen kann, was der Reichskanzler ihm sagt. Deshalb fällt das Gespräch mit Bethmann Hollweg auch gänzlich anders aus als die Begegnung mit Wilhelm II., sodass Pacelli an Kardinalstaatssekretär Gasparri schreibt.

Text 4: Pacelli an Gasparri vom 30. Juni 1917, Teil II

„Er [Reichskanzler Bethmann Hollweg] erklärte mir, dass Deutschland sehr dazu bereit wäre, über die Abrüstung zu diskutieren, natürlich unter der

Voraussetzung der Gleichzeitigkeit. ... Auch in Bezug auf Belgien ist Deutschland dazu bereit, es in seiner vollkommenen Unabhängigkeit wiederherzustellen, wobei es allerdings rechtmäßige Garantien fordert, damit es nicht unter die politische, militärische und finanzielle Dominanz Englands und Frankreichs falle, die das sicherlich als ein Instrument zum Schaden Deutschlands nutzen würden.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Hubert Wolf: Bethmann Hollweg geht hier auf den entscheidenden Punkt ein, die Belgien-Frage. Er stellt Pacelli in Aussicht, dass Deutschland die Unabhängigkeit Belgiens wiederherstellt. Das ist der springende Punkt der ganzen Friedenthematik; zumindest scheint ihm das Bethmann Hollweg gesagt zu haben. Das Ganze geschieht natürlich nur unter der Voraussetzung der Gleichzeitigkeit und Gegenseitigkeit, das heißt, die anderen Parteien müssen auch irgendetwas dazu beitragen. Der Unterschied besteht aber darin, dass Deutschland noch signalisiert: „An dem Punkt gehen wir weiter.“ Und ist genau das nicht doch ein Grund für Zuversicht? Ist das nicht doch erst einmal ein positives Signal?

Sascha Hinkel: Ja. Darüber hinaus fordert der Kardinalstaatssekretär sinngemäß von Pacelli: „Genau da musst du ansetzen, hier musst du der deutschen Seite Zugeständnisse abringen.“

Aber ist Bethmann Hollweg denn tatsächlich der einzige, der im Reich etwas zu sagen hat? Es gibt schließlich auch andere Gruppierungen, die der Meinung sind, man müsse Belgien als Faustpfand in der Hand behalten, bis die wirklichen Friedensverhandlungen losgehen. Wenn die Deutschen im Voraus bereits sagen würden: „Ja gut, da sind wir verhandlungsbereit“ – was können sie dann später noch auf den Tisch legen, wenn es tatsächlich zu Verhandlungen kommt?

Zudem haben wir schon gehört, dass Bethmann Hollweg selbst skeptisch ist, was die Reaktionen der Entente angeht. Er fürchtet, dass dieses Bündnis Belgien dominieren möchte, und zwar zum Schaden des Reichs. Somit gilt: Ganz bestimmt gibt es Grund zu Zuversicht und Optimismus; diese verbreitet aber in der Hauptsache Pacellis wichtigster Informant. Der fehlende (direkte) Kontakt zur Reichsregierung kam ja bereits zur Sprache: Wichtigster Informant Pacellis war der linke Zentrums- politiker Matthias Erzberger.

Hubert Wolf: Ich weiß bereits jetzt, was Sie dazu sagen werden: „Jetzt kommt der linke Schwabe, denn Erzberger ist natürlich ein Schwabe.“ Und das Schwaben irgendwie Optimisten sind, das werden Sie mir als Schwaben natürlich sofort unterstellen!

Sascha Hinkel: Und genau auf diesen Schwaben setzt so ein päpstlicher Nuntius?

Hubert Wolf: Ich würde mich natürlich lieber auf Schwaben als auf irgendwelche anderen Typen verlassen!

Sascha Hinkel: Nun gut. Dann hören wir uns doch vielleicht einfach einmal an, was Pacelli so über Erzberger schreibt.

Text 5: Pacelli an Gasparri vom 30. Juni 1917, Teil III

„Durch den höchst aktiven und einflussreichen Herrn Erzberger schreiten die Angelegenheit zweifelsohne viel flinker voran; aber da er keinen offiziellen Charakter hat, stellen seine Antworten keine Verbindlichkeit seitens der Regie-

rung dar, und da er von Natur aus zu exzessivem Optimismus neigt, kann man sich nie sicher sein, wie präzise das ist, was er berichtet.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Hubert Wolf: Nun, wir hören erst einmal, dass es viel „flinker“ geht. Mit den Schwaben geht es flinker, wohingegen bei den anderen gar nichts geht. Leider ist das aber sehr unpräzise.

Sascha Hinkel: Es ist in der Tat etwas unpräzise; zumindest kann man sich nicht sicher sein. Kurzum: Die Friedensinitiative stützt sich auf unpräzise Aussagen eines exzessiv optimistischen linken Zentrums- politiklers. Nennt man das professionelle Diplomatie?

Hubert Wolf: Zunächst einmal bleibt Pacelli gar nichts anderes übrig, weil er keinen anderen Kontaktmann hat. Er muss doch irgendwelche Informationen aus Berlin erhalten, und diese erhält er eben von Erzberger; ferner erhält er von diesem sogar noch Geheiminformationen aus dem Siebener-Ausschuss, in dem Vertreter der Reichsregierung, des Reichstags und des Bundesrats über die Friedensinitiative beraten. Wenn dieser Ausschuss an einem Tag unter Geheimhaltung getagt hat, weiß es Pacelli am nächsten Tag.

Aber es ist eben so: Wenn ich keine Nuntiatur in Berlin habe, was soll ich dann machen? Ich gestehe Ihnen zu, dass dies tatsächlich einer der entscheidenden Punkte ist. Zumindest sagt Pacelli in diesem frühen Stadium, dass der Mann exzessiv optimistisch ist. Jetzt kommt allerdings die entscheidende Frage: Wenn er dieser Meinung ist, wie geht er dann mit den Informationen von Erzberger um? Stempelt er diese stets als zu optimistisch ab? Oder wie ordnet er sie ein? Genau das ist für mich die spannende Frage – zumindest vor dem Hintergrund der Tatsache, dass er Gasparri einmal schreibt, Erzberger sei zwar gut und flink, aber zu optimistisch.

Sascha Hinkel: Die entscheidende Frage ist doch aber auch, ob Pacelli genau weiß, was Erzberger sonst noch so treibt. Genau eine Woche nach dem Bericht, den wir gerade gehört haben, wirbelt dieser Matthias Erzberger die deutsche Innenpolitik mächtig durcheinander. Im Hauptausschuss des Reichstags rückt er, nachdem er drei Jahre für den Siegfrieden eingetreten ist, nun auf einmal davon ab und regt eine Friedensresolution der Mehrheitsparteien des Reichstags an. Daraufhin verfassen das Zentrum, die Sozialdemokratie und die Liberalen binnen anderthalb Wochen eine Friedensresolution, die der Reichstag am 19. Juli verabschiedet. Damit nimmt er im Prinzip schon die große Koalition vorweg, die später die Weimarer Republik prägt. Zugegeben: Das unternimmt nun der Reichstag; aber der ist in der deutschen Innenpolitik nicht unbedingt der bedeutendste Faktor. Eine Karikatur aus dem „Kladderatsch“ (Abb. 5) greift das Bündnis zwischen den Sozialdemokraten, hier repräsentiert von Philipp Scheidemann, und Matthias Erzberger, jedenfalls spöttisch auf: „Eine hübsche Anerkennung wurde auch im Monat Juli den Herren Erzberger und Scheidemann, die sich in so opferwilliger Weise um die ‚Friedensresolution‘ bemüht hatten, zuteil: Sie erhielten die ‚Brotzulage für Schwerstarbeitende‘.“

Wir befinden uns ja mitten im Krieg. Aber das Thema Parlamentarisierung hat nicht nur eine innenpolitische, sondern auch eine wichtige außenpolitische Komponente; schließlich soll die Friedensresolution gerade ein Signal in Richtung USA und Großbritannien

sein, die ihrerseits als Bedingung für die Aufnahme von Friedensverhandlungen die Parlamentarisierung des Reiches gefordert haben. Konkret soll der Reichskanzler nicht mehr vom Kaiser, sondern von den Mehrheitsparteien im Reichstag abhängig sein.

Hubert Wolf: Nachdem Sie bereits an anderer Stelle Herrn Erzberger kritisiert haben, sollten wir nun die Frage stellen: Was macht denn nun Erzberger? Dieser versucht doch gerade, eine Parlamentarisierung herbeizuführen. Die Weimarer Koalition von 1919, die die Reichsverfassung ausarbeitet, wird hier insofern vorweggenommen, als aus der Mitte des Parlaments unter der Führung eines Zentrumspolitikers eine Friedensinitiative gestartet wird. Und genau dieses Abrücken vom Siegfrieden kann ich aus heutiger Perspektive nur begrüßen. Ich darf also festhalten: Der katholische Schwabe hat etwas gelernt. Zudem möchte ich anführen, dass auch der Vatikan genau in diese Richtung möchte, in Richtung einer Parlamentarisierung in Deutschland. Das bedeutet wiederum, dass Erzberger eigentlich genau das vormacht, was England und die USA fordern: „Das Parlament muss mehr tun.“

Aber was kann es denn tun? Es kann Wilhelm II. nicht einfach absetzen oder gegen die Oberste Heeresleitung Sturm laufen. Und genau deshalb kommt es zur Friedensresolution, die ein starkes Signal ist: Wir sind parteienübergreifend bereit, für mehr Macht des Reichstags gegen den Kaiser und gegen die Oberste Heeresleitung zu kämpfen. Super! Genau das möchte auch der Vatikan.

Sascha Hinkel: Das stimmt. Die Frage ist aber, ob er da nicht am falschen Hebel ansetzt, nämlich bei den Leuten im „Debattierclub“ Reichstag, die eigentlich gar nichts zu sagen haben. Das eigentliche Machtzentrum zu diesem Zeitpunkt ist die Oberste Heeresleitung mit den Generälen Hindenburg und Ludendorff.

Und noch etwas: Genau dieser Erzberger macht dann gemeinsame Sache mit Ludendorff und Hindenburg, um Reichskanzler Bethmann Hollweg abzusetzen. Den nächsten gedanklichen Schritt allerdings, zu fordern, dass der nächste Reichskanzler auf Basis einer Parlamentsmehrheit bestimmt wird – womöglich Erzberger selbst –, diesen Schritt gehen die Mehrheitsparteien mitten im Krieg von 1917 noch nicht. Der Rest ist eine gewisse Ironie der Geschichte, dass nun der Vertraute von Pacelli maßgeblich dafür verantwortlich ist, dass Reichskanzler Bethmann Hollweg, der ja vorher die Zusagen bezüglich Belgien gemacht hat, gehen muss und ein neuer Reichskanzler, abhängig vom Kaiser, ins Amt kommt, nämlich Georg Michaelis.

Hubert Wolf: Das ist natürlich eine ganz schwierige Situation. Mit der Zusage Bethmann Hollwegs zur Belgienfrage hätte die Friedensinitiative durchaus funktionieren können. Aber nun kommt Michaelis, von dem man noch nicht einmal weiß, wie er agieren wird.

Sascha Hinkel: Ganz genau. Die Friedensresolution des Reichstags ist – machtpolitisch gesehen – eigentlich nichts wert. Zudem entspricht es den Tatsachen, dass sich Michaelis nicht an die Zusagen bezüglich Belgiens gebunden fühlt, die sein Vorgänger Bethmann Hollweg gemacht hat. Dieser ganze Vorgang war also keine verlässliche Politik seitens des Reichs. Pacelli weiß aber auch, dass den eigentlichen Machträgern, Ludendorff und Hindenburg, nicht zu trauen ist – besonders nicht im



Foto: akg-images

Abb. 1: Benedikt XV. – Papst von 1914 bis 1922 – auf einem Gemälde von Leo Samberger.

Jahr 1917. Nach der Revolution in Russland fühlen sich diese beiden Militärs nämlich in einer erstarkten Position, so dass Pacelli, nachdem er ein Gespräch mit dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Arthur Zimmermann, geführt hat, nach Rom an seinen Vorgesetzten Gasparri schreibt.

Text 6: Pacelli an Gasparri vom 27. Juli 1917

„Herr Zimmermann gestand offen, dass besagte Führer, besonders jetzt nach den neuerlichen Erfolgen gegen

die Russen, absolute Herren der Situation seien, während die Politiker und Diplomaten, von Natur aus eher versöhnlich, nur ziemlich begrenzt Macht und Einfluss hätten. ... Und hier sei mir gestattet, hervorzuheben, dass leider die unermessliche Überlegenheit des Militarismus in Deutschland unbestreitbar ist.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Sascha Hinkel: Pacelli analysiert an dieser Stelle die Ausgangslage ziemlich präzise: Auf der einen Seite stehen die schwachen Politiker wie der optimistische Erzberger; auf der anderen Seite

stehen die Diplomaten, die letzten Endes so wie er selbst um den Frieden bemüht sind. Letztlich aber dominiert das Militär, wogegen im Moment auch nichts ausgerichtet werden kann. Das sind wahrlich keine guten Aussichten für eine päpstliche Friedensinitiative.

Hubert Wolf: Die Analyse des Nuntius ist zutreffend. Dann passiert aber etwas, das man nicht wirklich erwarten konnte, nämlich: Ein Papst schweigt einmal nicht. Sonst sprechen wir meist über schweigende Päpste; aber nicht in diesem Fall. Hier haben wir einen



Zusätzlich zum hochinformativen Gespräch der Wissenschaftler sorgten auch die Auszüge aus den Originalquellen für spannende Erkenntnisse, die

der Südwestrundfunk-Moderator und Rundfunksprecher Rudolf Guckelsberger sehr eindringlich vortrug.

Papst, der geredet hat. Benedikt XV. weiß natürlich, dass die Oberste Heeresleitung wahnsinnig mächtig ist. Trotzdem geht er das Risiko ein. Und wenn wir schon einen Papst haben, der redet, dann sollten wir genauer in den Text seiner Friedensinitiative vom 9. August 1917 hineinschauen, die auf den Tag des Kriegsausbruchs am 1. August zurückdatiert ist. Benedikt XV. beginnt sein Schreiben mit einem Rückblick auf sein eigenes Tun und auf seine Mahnungen zum Frieden seit dem Kriegsausbruch.

Text 7: Schreiben Benedikts XV. vom 9. August 1917, Teil I

„Leider wurde Unser Ruf überhört, und der Krieg mit all seinen Schrecken wurde noch zwei weitere Jahre mit Erbitterung fortgesetzt; er wurde sogar noch grausamer und breitete sich aus über Land und Meer, ja bis in die Lüfte hinauf, und man sah Verwüstung und Tod über unverteidigte Städte, über stille Dörfer, über ihre unschuldigen Einwohner hereinbrechen. Und heute kann niemand sich eine Vorstellung davon machen, wie die Leiden aller an Zahl und Härte wachsen würden, wenn noch weitere Monate oder, was noch schlimmer wäre, weitere Jahre zu diesem blutigen Triennium hinzukämen. Soll denn die zivilisierte Welt nur noch ein Leichenfeld sein? Soll das ruhmreiche und blühende Europa, wie von einem allgemeinen Wahnsinn fortgerissen, in den Abgrund rennen und Hand an sich selbst anlegen zum Selbstmord?

In einer solch angstvollen Lage, angesichts einer solch schweren Gefahr erheben Wir von neuem den Ruf nach Frieden und erneuern den dringenden Appell an jene, in deren Händen die Schicksale der Nationen liegen, Wir, die Wir in keiner Weise von einem politischen Sonderstandpunkt aus die Dinge sehen, die Wir Uns von den Wünschen und Interessen keiner der kriegführenden Parteien beeinflussen lassen, sondern als gemeinsamer Vater der Gläubigen allein getrieben werden von dem Bewusstsein Unserer erhabenen Pflicht, von dem Flehen Unserer Kinder, die um Unsere Vermittlung und Unser friedensstiftendes Wort bitten, ja, von der Stimme der Menschlichkeit und der Vernunft.

Aber um Uns nicht mehr in allgemeinen Ausdrücken zu halten, wie die Umstände es Uns für die Vergangenheit ratsam erscheinen ließen, wollen Wir jetzt zu konkreten, praktischen Vorschlägen übergehen und die Regierungen der kriegführenden Völker einladen, sich über die folgenden Punkte, die die Grundlage eines dauerhaften und gerechten Friedens sein müssen, zu einigen, wobei Wir ihnen die Sorge um die genauere Fassung und Vervollständigung der Vorschläge überlassen.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Hubert Wolf: Der Papst vertritt hier die Meinung, dass allgemeine Mahnungen nichts helfen und deshalb ganz konkrete Forderungen auf den Tisch zu legen sind. Zu diesen Forderungen zählen ein internationales Schiedsgericht, die Freiheit der Verkehrswege und der Meere, der Verzicht auf Reparationen – wie wichtig dieses Thema ist, weiß man, wenn man Versailles und die Folgen kennt –, die Rückgabe der besetzten Gebiete und die Wiederherstellung unter anderem Belgiens. Das sind nun sehr konkrete Forderungen, die darüber hinaus den Anspruch erheben: Wir sind nicht Partei, wir sind nicht auf irgendeiner Seite der Front. Wir haben eine ganz andere Rolle als die Bischöfe, die als deutsche Bischöfe vielleicht erst Deutsche und dann Katholiken sind. Der Papst versteht sich überparteiisch in doppelter Weise: Erstens bin ich gefordert als Vater meiner Kinder, zweitens aber auch als Anwalt der Vernunft, für diejenigen, die nicht katholisch oder Christen sind. Und Benedikt XV. schloss seinen Friedensappell so.

Text 8: Schreiben Benedikts XV. vom 9. August 1917, Teil II

„Das sind die wichtigsten Grundlagen, auf die, wie Wir glauben, die künftige Neuordnung unter den Völkern sich stützen muss. Sie sind geeignet, die Wiederholung ähnlicher Konflikte unmöglich zu machen und die für die Zukunft und das materielle Wohlergehen aller kriegführenden Staaten so wichtige Lösung der Wirtschaftsfragen vorzubereiten. Wir legen sie in Eure Hand, die Ihr in dieser tragischen Stunde die Geschichte der kriegführenden Nationen leitet.

Dabei sind Wir von der erwartungsvollen Hoffnung beseelt, sie wohlwollend aufgenommen und so möglichst bald das Ende dieses entsetzlichen Kampfes zu sehen, der sich immer mehr als ein sinnloses Schlachten erweist. Jedermann sieht andererseits ein, dass auf beiden Seiten die Waffenehre gewahrt ist. Leiht also Euer Ohr Unserer Bitte, nehmt die väterliche Aufforderung an, die Wir im Namen des göttlichen Erlösers, des Friedensfürsten, an Euch richten. Bedenkt Eure sehr schwere Verantwortung vor Gott und den Menschen; von Euren Entschlüssen hängt die Ruhe und die Freude unzähliger Familien ab, das Leben von Tausenden junger Menschen, mit einem Wort, das Glück der Völker, denen gegenüber Euch die unbedingte Pflicht obliegt, ihr Wohlergehen zu fördern. Möge der Herr Euch Beschlüsse eingeben, die mit seinem hochheiligen Willen übereinstimmen. Gebe der Himmel, dass Ihr, indem Ihr Euch den Beifall Eurer Zeitgenossen verdient, Euch auch bei den künftigen Geschlechtern den schönen Namen eines Friedensstifters sichert.

Vereint in Gebet und Buße mit allen gläubigen Seelen, die den Frieden herbeisehnen, erlehen Wir für Euch vom Göttlichen Geist Licht und Rat.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Hubert Wolf: Diese Zeilen darf man eigentlich nicht lesen, sondern man muss sie hören. Erst dann spürt man eindrücklich, wie klar der Appell ist und wie nachdrücklich die Verantwortung der Lenker der Völker beschworen wird. Das ist nicht mehr der mittelalterliche „arbitrator mundi“, der hier entscheidet, sondern das ist der Mediator, der seine Aufgabe darin sieht, die Verantwortlichen dazu zu bringen, endlich einen Frieden zu schaffen. Natürlich ist die ganze Angelegenheit sehr schwierig, sowohl in theologischer als auch aus kirchenrechtlicher Sicht. Der Papst muss dazu auf die sogenannte „potestas indirecta“-Lehre zurückgreifen, welche im Kern besagt: Wir mischen uns eigentlich nicht mehr in weltliche Angelegenheiten ein, weil es eine Trennung von geistlichen und weltlichen Gewalten gibt. Trotzdem aber gilt: Wenn es notwendig ist und wenn die Existenz der Welt auf dem Spiel steht, dann muss der Papst aus dem geistlichen Bereich heraus in den weltlichen Bereich hineingreifen, das heißt, er muss etwas tun, er darf nicht einfach schweigen, sondern muss reden.

Sascha Hinkel: Ja, er redet. Er sagt aber auch vieles anderes. So behauptet er, er sei als Mediator frei von einem politischen Sonderstandpunkt. Aber ist er das tatsächlich? Erinnern wir uns an das Jahr 1870: Seitdem ist der Papst der Gefangene im Vatikan; er hat keinen eigenen Staat mehr, sodass es seither doch immer das Ziel der Päpste war, die sogenannte Römische Frage auf internationalem Parkett zu lösen. Was käme da gelegener als die Möglichkeit, als scheinbar unparteiischer Mediator für Friedensverhandlungen aufzutreten und dabei nicht nur mithilfe der Dankbarkeit der kriegführenden Länder die Römische Frage zu lösen, sondern sogar noch einen kleinen Vatikanstaat zu erhalten?

Hubert Wolf: Die Römische Frage sollte man tatsächlich ernst nehmen. Schauen wir uns die Kriegssituation doch einmal an: Welche Möglichkeit hat denn ein deutscher Bischof, um durch das feindliche Italien zum Vater der Gläubigen nach Rom zu kommen? Kurze Antwort: Keine. Und wie ist es um den Papst selbst bestellt? Nun, der Vatikan gehört schlicht zu Italien, weil es einen Kirchenstaat nicht gibt. Somit kann man vielleicht schon verstehen, dass die Römische Frage, nachdem es

mit Italien nicht funktioniert hat, jetzt international gelöst werden sollte. Aber das bedeutet doch nicht, dass Benedikt XV. gerade jetzt, nur um die Römische Frage gelöst zu bekommen, die Friedensinitiative betreibt. So einfach ist es nicht.

Sascha Hinkel: So ist es nicht nur, aber so ist es eben auch!

Hubert Wolf: Na ja. Meinetwegen.

Sascha Hinkel: Womöglich gibt es aber noch einen anderen Grund, der den Papst jetzt zur Friedensinitiative treibt, nämlich die Rote Internationale. Diese hat sich schließlich gerade erst zum Friedenskongress getroffen und dabei Vorwürfe laut werden lassen, dass zwar die Roten, aber nicht die Schwarzen etwas für den Frieden unternehmen. Immerhin ist die Angst vor diesem (möglichen) Vorwurf in Pacellis Berichten stets gegenwärtig, sodass möglicherweise auch der Papst gedacht hat, diesem Vorwurf entgegenzutreten zu müssen.

Aber ich habe noch ein weiteres Problem: Viele haben sich an dem Anspruch des Papstes auf die Vaterschaft über alle Gläubigen gestoßen. Schließlich kann bereits ein Protestant oder ein Anglikaner diesen päpstlichen Anspruch ja niemals akzeptieren; ganz zu schweigen von den Atheisten, die nurmehr den Kopf darüber schütteln können.

Hinzu kommt, dass er auch keine Sanktionsgewalt hat. „Wie viele Legionen hat der Papst?“, fragt Stalin im Zweiten Weltkrieg. Zwar macht Benedikt XV. ein paar nette Vorschläge, aber wenn in den USA und in Deutschland darüber nur die Schultern gezuckt werden, mit der Einstellung: Lassen wir den Papst doch mal reden – was kann dann schon groß passieren? Für eine positive Reaktion der USA sind die Bemühungen Erzbergers zur Parlamentarisierung bei Weitem nicht ausreichend. Der amerikanische Außenminister Robert Lansing schrieb am 27. August 1917 im Auftrag des amerikanischen Präsidenten an den Papst, und zwar als Antwort auf die Friedensinitiative.

Text 9: Note des Außenministers der Vereinigten Staaten von Amerika, Robert Lansing, an Papst Benedikt XV. vom 27. August 1917

„In Anerkennung der Mitteilung Eurer Heiligkeit an die kriegführenden Staaten, datiert auf den 1. August 1917, hat mich der Präsident der Vereinigten Staaten ersucht, die folgende Antwort zu übermitteln: Jedes Herz, das durch diesen schrecklichen Krieg noch nicht völlig geblendet und verhärtet ist, muss von diesem bewegenden Aufruf Seiner Heiligkeit des Papstes berührt werden, muss die Würde und die Stärke der menschlichen und großzügigen Motive spüren, die ihn angeregt haben, und muss inbrünstig wünschen, dass wir den Weg des Friedens einschlagen, den er so überzeugend aufzeigt. Aber es wäre Wahnsinn, diesen Weg zu gehen, wenn er nicht in der Tat zu dem Ziel führt, das er verspricht. ...

Das Ziel dieses Krieges ist es, die freien Völker der Welt von der Bedrohung und der tatsächlichen Macht einer gewaltigen militärischen Führungsschicht zu befreien, die von einer unverantwortlichen Regierung kontrolliert wird, die heimlich geplant hat, die Welt zu beherrschen ... Diese Macht ist nicht das deutsche Volk. Sie ist die unbarmherzige Gebieterin des deutschen Volkes. ...

Wir können das Wort der gegenwärtigen Herrscher Deutschlands nicht als eine Garantie für irgendetwas Beständiges betrachten, bis es nicht ausdrücklich unterstützt wird durch Beweise des Willens und der Absichten des deutschen

Volkes selbst, die so schlüssig sind, dass die anderen Völker der Welt ihre Zustimmung rechtfertigen könnten.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Sascha Hinkel: Diese Worte bedeuten doch letzten Endes nichts anderes als: Frieden ja, alles schönes und gutes Gerede, aber Frieden nur so, dass es ein wirklicher Frieden sein kann; und einen wirklichen Frieden kann man mit den Militärs in Deutschland nicht schließen, weil man diesen nur mit dem deutschen Volk schließen kann. Dieses aber wird von der Regierung nicht repräsentiert, sodass wir eine richtige Parlamentarisierung brauchen; erst dann können wir vonseiten der USA mit dem Deutschen Reich über einen Frieden verhandeln, und keinen Moment früher. Damit ist das Thema eigentlich erledigt: Die Ententestaaten Großbritannien, Frankreich und Italien antworten erst gar nicht auf die Friedensinitiative, sondern verstecken sich hinter der amerikanischen Antwort.

Hubert Wolf: Sie „verstecken“ sich? Toll, dass sich solch großartige Staaten wie Großbritannien, Frankreich und Italien hinter den USA verstecken, wirklich toll ...

Sascha Hinkel: Das Jahr 1917 bringt eben den Aufschwung der USA zur Großmacht – und diese Länder haben das erkannt.

Hubert Wolf: Das stimmt. Dennoch finde ich auch diesen Text wieder äußerst problematisch, und zwar deshalb, weil gar keine reelle Chance mehr auf eine Friedensinitiative besteht. Wenn ich sage, die anderen müssen beginnen, dann funktioniert nichts! In Wirklichkeit war ja die Parlamentarisierung längst auf dem Weg, durch die Einberufung des interfraktionellen Ausschusses, der die Friedensresolution vorbereitete. Damit ist das, was die Amerikaner vorlegen, letztlich ein Aufruf zum Umsturz. Und genau den bekommen sie ja dann ein Jahr später.

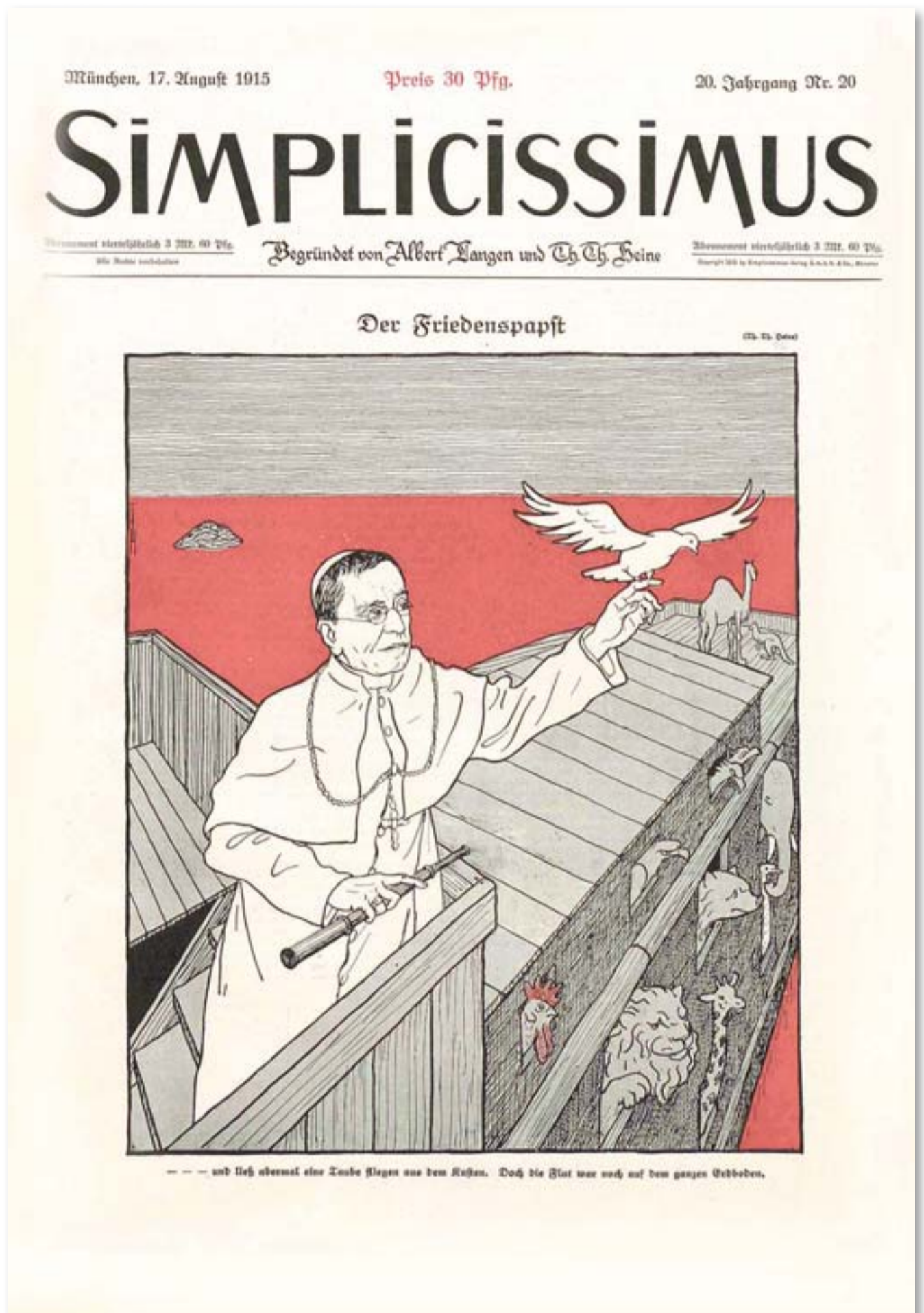
Sascha Hinkel: Dieses Vorgehen erinnert an Wilhelm II.: Erst siegen und dann über den Frieden sprechen!

Hubert Wolf: So ist es. Und dagegen nimmt der Papst doch nun eine ganz andere Position ein. Deshalb sollten wir vielleicht noch einmal hören, was Erzberger trotz dieser Reaktionen dazu sagt. Er schreibt am 11. September 1917 an Pacelli.

10. Erzberger an Pacelli vom 11. September 1917

„Wie der Stand der Dinge heute ist, so muss die Friedensaktion Seiner Heiligkeit zum Ziele führen, denn die belgische Frage ist geklärt. ... Der Herr Kardinalstaatssekretär würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn er die Entente bewegen könnte, auf unsere Vorschläge betreffend Belgien einzugehen. Jedenfalls steht die Sache so, dass wir die Friedensaktion jetzt nicht scheitern lassen können. Die Hauptschwierigkeiten sind ja auch beseitigt.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Sascha Hinkel: An dieser Stelle kommt erneut der Optimist Erzberger durch. „Die Hauptschwierigkeiten sind ja ... beseitigt“, schreibt er. Die Belgien-Frage ist in seinen Augen prinzipiell offenbar schon ganz gut gelöst. Dabei scheint er sich nicht daran zu erinnern, dass die Oberste Heeresleitung ein ganz klares Nein dazu ausgesprochen hat. Zudem scheint Erzberger auch die Möglichkeiten, die der Heilige Stuhl und Pacelli haben, deutlich zu überschätzen – so, als wäre es mit ein bisschen gutem



Copyright: Universitätsbibliothek Heidelberg

Abb. 2: Titelbild des „Simplicissimus“ vom 17. August 1915. Sie zeigt den Papst inmitten eines Meers aus Blut.

Einfluss auf die Entente bereits getan. Aber so einfach ist es eben nicht.

Wie antwortet die deutsche Seite – und wer antwortet eigentlich? Der Reichstag? Ja, aber nicht nur, denn es müssen auch der Reichskanzler und das Auswärtige Amt gehört, es müssen auch der Kaiser und seine Verbündeten bis hin zum Osmanischen Reich sowie die Oberste Heeresleitung mit einbezogen

werden. Und wir erinnern uns: Reichskanzler Georg Michaelis hat sich ja gerade an die Zusage zu Belgien nicht mehr gebunden gefühlt.

Und am folgenden Tag, dem 12. September 1917, erhält dann Pacelli, natürlich durch Vermittlung Erzbergers, den Text mit der vorläufigen Antwort, wie er gerade aufseiten des Deutschen Reichs debattiert wird. Dazu schreibt er wenige

Tage später, nach einem Gespräch mit dem Staatssekretär Richard von Kühlmann, an Gasparri.

11. Pacelli an Gasparri vom 15. September 1917

„Ich habe die belgische Frage ausführlich angesprochen und hoffe, ihn von der Notwendigkeit einer positiven

Antwort überzeugt zu haben. Wahrscheinlich wird die erste Antwort noch etwas vage sein; ich hoffe jedoch, dass man, besonders wenn seitens der Entente nur ein wenig guter Wille vorhanden ist, langsam, aber sicher zu einer gänzlich konkreten und befriedigenden Erklärung kommen wird.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Hubert Wolf: Pacelli sieht nun in der Belgien-Frage den springenden Punkt. Zudem hofft er darauf, dass das Reich sich dazu äußern wird, so dass man an diesem Punkt endlich einen Erfolg verzeichnen kann. Somit kommt nun alles auf die Entente an!

Sascha Hinkel: Ganz genau: Auf die Entente kommt es an. Und der Karriere-Diplomat Pacelli darf nun, da es kritisch wird, keinesfalls aufgeben, sondern er muss einen Erfolg vorweisen oder die Schuld auf andere schieben. Deshalb fügt er in seinen ersten Berichtsentwurf für Gasparri nachträglich noch den Halbsatz ein, „besonders wenn seitens der Entente nur ein wenig guter Wille vorhanden ist“. Und das, obwohl er weiß, dass dieser gute Wille aufseiten der Entente gar nicht da ist. Weil er aber dennoch darauf hofft, schreibt er, dass die erste deutsche Antwort womöglich „noch etwas vage sein“ werde. Nun kennt er den Text aber schon! Das ist purer Euphemismus.

Wenn die deutsche Antwort nun so kommt, dann ist die Friedensinitiative verloren; schließlich steht darin nichts von Vorleistungen gegenüber Belgien. Immerhin wollte Pacelli noch, dass die Friedensresolution des Reichstags wenigstens genannt und die von den USA geforderte Parlamentarisierung angedeutet wird. Aber auch das klappt nicht so wirklich.

Hubert Wolf: Hätte Pacelli also nach Rom schreiben sollen: „Friedensinitiative gescheitert, ich bin schuld“?

Sascha Hinkel: Zumindest versucht er sein Bestes; letztlich aber wird man einsehen müssen, dass er gegen Windmühlen kämpft. Er muss ja auch kämpfen, weil er – man sieht das strukturelle Defizit – nicht einfach hinüber ins Auswärtige Amt gehen und mit den dortigen Verantwortlichen sprechen kann. Schließlich sitzt er in München, sodass

ihm nur der Weg bleibt, mühsam zu schreiben. Später wird er sich noch beschweren, dass er von den Verantwortlichen im Auswärtigen Amt gar keine Antwort bekommen habe; diese lassen ihn – wie man so schön sagt – am langen Arm verhungern.

Am 20. September 1917 erhält Pacelli dann – datiert auf den Vortag – die endgültige Antwort der Deutschen. Darin werden die entscheidenden Zusagen in der Belgienfrage nicht gemacht, sodass die Friedensinitiative endgültig gescheitert ist. Dagegen kann auch der Karriere-Diplomat Pacelli nichts mehr unternehmen. „Er hat sich redlich bemüht“, hätte man ihm ins Zeugnis schreiben können.

Hubert Wolf: Nachdem Sie bereits mehrfach auf Erzberger zu sprechen gekommen sind, wäre es an dieser Stelle doch interessant zu sehen, wie der Zentrumspolitiker jetzt Pacelli erlebt, den er am 23. September 1917 – nachdem die ganze Sache vorbei ist – in München trifft. Erzberger schreibt darüber.

12. Aktennotiz Erzbergers über eine Besprechung mit Pacelli vom 23. September 1917

„Exzellenz Pacelli begrüßte mich mit den Worten: „Ich bin ganz mutlos, die Friedensaktion ist gescheitert, die deutsche Regierung trägt die Schuld. Ich habe, so lange Sie von Berlin abwesend waren, dreimal dringend auf Wunsch des Kardinalstaatssekretärs nach dorten telegraphiert. Man hat mir keine Antwort gegeben, oder nur eine mündliche... Ich bin ganz mutlos und weiß nicht, was nun aus der Friedensaktion werden soll.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Hubert Wolf: Aus dieser Aktennotiz ergibt sich ein klares Bild: Die erste große diplomatische Aktion Pacellis außerhalb der Kurie, das heißt nicht im Staatssekretariat, sondern in Deutschland, in seiner Funktion als Nuntius, ist ein Schlag ins Wasser, ist gescheitert. Der Nuntius fühlt sich zurückgesetzt; er erhält zumindest keine Antwort vom Reichskanzler. Und als diese endlich kommt, fällt sie negativ aus. Spätestens jetzt muss der Nuntius damit beginnen, die Frage nach der Verantwortung zu

stellen: Habe ich selbst einen Fehler gemacht? Pacelli schiebt die Schuld aber ganz eindeutig auf die deutsche Regierung, fühlt sich hinters Licht geführt, weil Bethmann Hollweg erst das eine sagt und dann das andere kommt.

Nun geht die Geschichte aber noch weiter, sodass man sich einfach einmal in Pacelli hineinversetzen muss. Denn jetzt erfährt er aus der Zeitung – aus der Zeitung, und nicht von Erzberger –, was Reichskanzler Michaelis vor dem Hauptausschuss des Reichstags über den Nuntius gesagt hatte.

13. Rede Michaelis' vor dem Hauptausschuss des Reichstags vom 28. September 1917

„Es ist nur schwer zu verstehen, wie ein Kenner der internationalen Lage und Gepflogenheiten jemals glauben könnte, dass wir in der Lage sein könnten, uns mit einer unilateralen und öffentlichen Erklärung zu unseren Ungunsten zur Lösung solch wichtiger Fragen äußern zu können, die unlösbar verbunden sind mit dem Problemkomplex, der in den eventuellen Friedensverhandlungen behandelt werden muss. Eine ähnliche Erklärung würde derzeit nur dazu führen, Verwirrung zu stiften und die Interessen Deutschlands zu nichte zu machen. Ich muss daher momentan ablehnen, unsere Kriegsziele zu präzisieren und unsere Verhandlungsführer einzuengen.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Hubert Wolf: Sie haben es gehört: Viel schlimmer kann man einen Diplomaten öffentlich nicht blamieren. Das gleicht einer öffentlichen Hinrichtung. Nach dem Motto: Der Nuntius aus Rom ist eine diplomatische Flasche, Ende. Von der wohlwollenden Charakterisierung des neuen Reichskanzlers durch Pacelli blieb deshalb im Gegenzug, wie man sich ja vorstellen kann, nicht mehr allzu viel übrig. Der Nuntius schreibt am 27. September 1917 über Michaelis an Gasparri.

14. Pacelli an Gasparri vom 27. September 1917

„Solche Worte erscheinen wie eine rüde und kategorische Antwort auf die lebhaft wiederholten Bemühungen, die ich die ganze Zeit umsonst im Namen des Heiligen Stuhles angestrengt habe ... Um die Wahrheit zu sagen, war von einem fanatischen Protestanten, der Dr. Michaelis nun einmal ist, auch nichts anderes zu erwarten!“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Sascha Hinkel: Die Lage ist damit geklärt: Im Scheitern greift Pacelli auf die alten konfessionellen Klischees zurück; schließlich sei doch letzten Endes dieser „furor protestanticus“ an allem schuld. Von Selbstkritik hören wir in diesem Schreiben nichts. Wer schreibt schon gerne an seinen Vorgesetzten: „Vielleicht habe ich es auch nicht so gut gemacht...?“ Womöglich empfindet er Selbstmitleid, denn selbst der exzessive Optimist Erzberger kann Pacelli nun keine Hoffnung mehr machen. So schreibt Pacelli an Erzberger.

15. Pacelli an Erzberger vom 30. September 1917

„Ich wäre sehr erfreut, Ihre wohlwollenden Überzeugungen zu teilen, aber leider erlauben die Tatsachen es mir nicht. Auf jeden Fall vertraue ich auf die göttliche Vorsehung, welche das Schicksal der Nationen lenkt.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Sascha Hinkel: Ganz klar: Wenn man nicht mehr weiter weiß, dann greift

man eben doch auf die göttliche Vorsehung zurück; die wird es schon richten. Aber hat nicht der Heilige Stuhl letztendlich die Machtverhältnisse sowohl im Reich als auch in der internationalen Politik grundsätzlich falsch eingeschätzt, und war die Friedensinitiative nicht eigentlich schon nach der amerikanischen Antwort gescheitert?

Die deutsche Antwort war im Prinzip unerheblich. Was da in den ersten drei Septemberwochen 1917 noch umhergefegt ist, war nichts anderes als ein Sturm im Wasserglas. Und letzten Endes gestehen Benedikt XV. und der Heilige Stuhl ja auch das Scheitern ein, und Pacelli bemerkt, dass er endgültig machtlos ist.

Immerhin gibt es dann, als Deutschland wieder in einer stärkeren Position ist, weitere Anfragen in Richtung einer Friedensinitiative des Papstes, und zwar im Sinne von: „Ja, jetzt kannst du es doch noch einmal versuchen, Benedikt.“ Aber da kommt ein eindeutiges Nein vonseiten des Heiligen Stuhls. Gasparri hat mit seiner Skepsis Recht behalten; die Friedensinitiative war eine Niederlage auf ganzer Linie.

Hubert Wolf: Ich gestehe zu, dass die Friedensinitiative politisch gescheitert ist. Das ist traurig. Aber ich habe etwas dagegen, das Ganze – wie Sie es gerade versuchen – nur auf diese Ebene zu verengen. Zwar ist die Initiative realpolitisch gescheitert, aber dennoch konnte sie symbolpolitisch eine ganz ungeheure Wirkung entfalten. Mit ihr wird das alte Bild des Papstes als Kriegstreiber, als Kriegspartei, als jemand, der den „Gerechten Krieg“ legitimiert, plötzlich zum neuen Bild des Papstes als Friedensboten, und zwar nicht nur innerkirchlich – denn jetzt kann man als Katholik auch Pazifist sein –, sondern eben auch äußerlich. Besonders gut gefällt mir, dass das SPD-Parteiorgan „Vorwärts“ feststellen musste, dass Sozialdemokraten und der Papst jetzt Seit an Seit für den Frieden stritten.

Somit kann gesagt werden: Mehr symbolisches Kapital als durch die realpolitische Niederlage in der Friedensinitiative hat das Papsttum in den vergangenen 150 Jahren nie erreicht. Plötzlich ist der Papst als moralische Autorität auf der Bühne der Welt zurück: Benedikt XV. als Friedenstaube.

Sascha Hinkel: Benedikt XV. als Friedenstaube – dieses Bild gestehe ich Ihnen für das Jahr 1917 zu. Aber was kommt danach? Die Friedenstaube fliegt davon. Bereits der Nachfolger Benedikts, Pius XI., wird dieser Rolle nicht mehr gerecht. Sie haben es gesagt: Womöglich kann man als Katholik nun Pazifist sein, aber diese pazifistischen Katholiken werden von Pacelli und der Kurie doch als allzu naiv abgetan, sodass sie letztlich auch keine Unterstützung erhalten. Oder kurz: Pius XI. hält an der Lehre des „Gerechten Kriegs“ fest.

Am deutlichsten wird das im Spanischen Bürgerkrieg in den 1930er-Jahren. Wir haben auf der einen Seite die Republikaner – in der Wahrnehmung vieler Katholiken sind das schlichtweg alles Kommunisten –, und auf der anderen Seite die Franco-Anhänger: Es kommt zum Bürgerkrieg. Am 14. September 1936, dem Fest der Kreuzerhöhung, empfängt Pius XI. in einer Audienz in Castel Gandolfo 500 Flüchtlinge aus Spanien, das sind allesamt Republik-Gegner. Zum ersten Mal bezieht Pius XI. hier öffentlich Stellung zu den Geschehnissen im Spanischen Bürgerkrieg. Er hat natürlich eine Rede vorbereitet, und am Ende dieser Rede formuliert er eine Segnung, eine „benedizione“ – alles schön und gut. Darin ermahnt Pius XI. ganz unscheinbar die Republik-Gegner, in ihrem Kampf keine Grenzen



Der frühere Münchner Erzbischof Kardinal Friedrich Wetter – hier im Gespräch mit einem jungen Teilnehmer – interessierte sich auch sehr für die historische Aufarbeitung der Friedensinitiative.



Foto: akg-images

Abb. 3: Dieses Foto entstand, kurz nachdem Nuntius Eugenio Pacelli (Mi.) Kaiser Wilhelm II. in Bad Kreuznach die päpstlichen Friedensanregungen überreicht hatte. Neben ihm ist u. a. noch Msgr. Schippa (li.) zu sehen.

zu überschreiten. Genau das ist aber ein Kriterium in der Lehre des „Gerechten Kriegs“, sodass der Papst damit implizit das Recht der Flüchtlinge anerkennt, überhaupt kämpfen zu dürfen. Er bringt also zum Ausdruck, dass der Kampf gerechtfertigt ist und legitimiert damit den Militärputsch Francos. Hier muss man genau hinhören.

16. Rede Pius' XI. in Castel Gandolfo vom 14. September 1936

„Über jegliche politische und weltliche Betrachtung hinaus wendet sich unsere Segnung in besonderer Weise an diejenigen, die sich der schwierigen und gefährlichen Aufgabe gestellt haben, die göttlichen und religiösen Rechte sowie die Ehre zu verteidigen und wiederherzustellen, anders gesagt, die Rechte und die Würde des Gewissens, die erste Bedingung und die feste Grundlage jedes menschlichen und zivilen Wohlstands.

Eine schwierige und auch gefährliche Aufgabe, weil das Engagement und die Mühe der Verteidigung sie allzu schnell ins Exzessive treiben und sie nicht mehr gänzlich zu rechtfertigen machen. Nicht weniger einfach wird sie dadurch, dass unredliche Absichten oder egoistische beziehungsweise parteiische Interessen dazu beitragen, die ganze moralische Vertretbarkeit der Handlung zu trüben und zu verdrehen.“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Hubert Wolf: Die klassischen vier Kriterien für den „Gerechten Krieg“ sind: ein eindeutiger Befehl der zuständigen Autorität; eine redliche Absicht, die vor allem in der Verteidigung der göttlichen und kirchlichen Rechte besteht; eine gerechte Art und Weise der Kriegführung mit der Verhältnismäßigkeit der eingesetzten Mittel, und vor allem ein gerechter Grund. Diese vier Gründe sind in dieser Rede jedoch nicht direkt zu finden.

Sascha Hinkel: Das ist natürlich richtig. Allerdings hat Pacelli, unser Nuntius, mittlerweile als Kardinalstaatssekretär zum „Außenminister“ des Papstes aufgestiegen, entsprechend Vorsorge getroffen, und zwar dahingehend, dass man diese Rede als Rechtfertigung des Putsches versteht. Normalerweise spricht Pius XI. eher frei und spontan, wohingegen er diese Rede vom Blatt abliest. Zusätzlich gibt es eine spanische Übersetzung, die unter den Flüchtlingen verteilt wird.

Hubert Wolf: Was soll der Papst am Fest der Kreuzerhöhung denn anderes machen? Die Situation ist ja keineswegs harmlos: Diese Menschen sind aus Spanien geflohen, weil dort Krieg herrscht; tausende Priester und Ordensleute sind ermordet worden. Es ist eben eine besondere Notwehrsituation. Sollen diese Menschen sich denn einfach so abknallen lassen? Aber was erwarten sie, wenn

sie zum Papst nach Rom oder nach Castel Gandolfo kommen?

Sascha Hinkel: Diese Leute erwarten, dass der Papst ihnen Zuspruch gibt. Die Frage ist nur, was dann die spanischen Hardliner daraus machen: Sie rechtfertigen ganz klar die Gewalt gegen die Republik und gegen die Kommunisten und rufen zu einem Kreuzzug auf, den der Papst angeblich legitimiert hat.

Hubert Wolf: Das hat er aber gerade nicht getan. Das ist wieder eine typische Argumentationsweise: Die Bischöfe lesen in die Aussage des Papstes hinein, was sie hineinlesen wollen.

Sascha Hinkel: Und was soll ich dann als gläubiger Katholik glauben? Glaube ich dem Papst oder glaube ich meinem Bischof? Bin ich damit nicht überfordert?

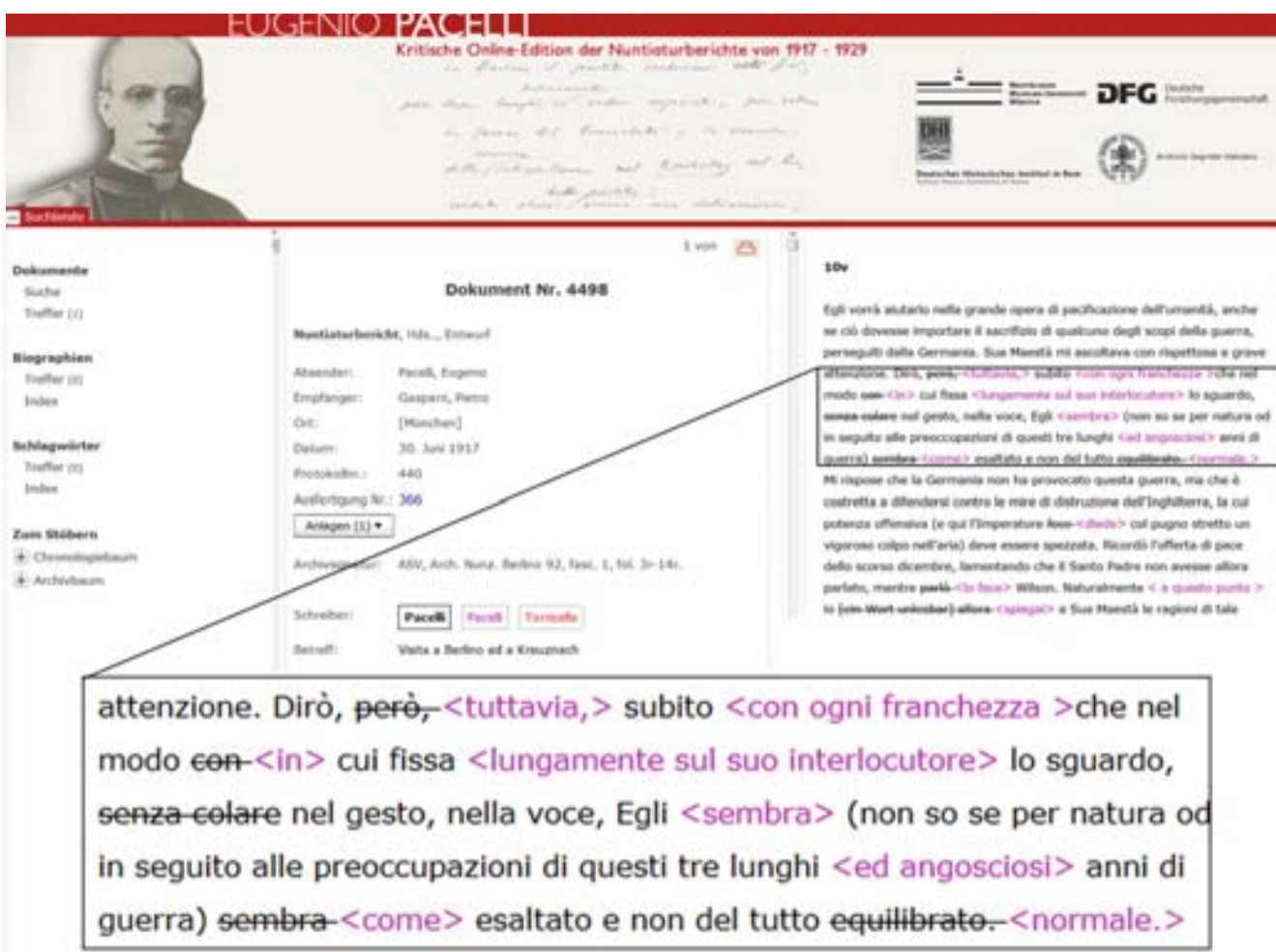


Abb. 4: Der Screenshot einer Seite der mehrfarbigen Online-Edition der Nuntiaturberichte, für die Sascha Hinkel verantwortlich zeichnet.

Hubert Wolf: Das ist sicherlich eine Grundspannung. Pius XI. passiert das in seinem Pontifikat allerdings mehrfach; etwa zum ersten Mal in Mexiko: Dort gibt es einen riesigen Konflikt zwischen einer radikal antikirchlichen Regierung, die die Katholiken unterdrückt und zum Beispiel jeden öffentlichen Gottesdienst verbietet. Dagegen formiert sich natürlich Widerstand, sodass einige Bischöfe nach Rom fliegen, um dem Papst zu sagen, wie schrecklich das ist. Pius fasst daraufhin eine Enzyklika, wobei er allerdings das, was er schreibt, rein geistlich verstanden wissen will.

Darin finden sich dann Sätze wie: „Auf den Zinnen der heiligen Stadt müssen wir die Wahrheit verteidigen.“ Und was machen die Bischöfe daraus? Sie behaupten, der Papst habe gesagt, dass sie Waffen kaufen und sich gegen die Regierung wenden müssen. Wir sehen also: Der Papst meint etwas ganz anderes als das, was die Bischöfe daraus machen.

Kommen wir zum zweiten Beispiel des Abessinienkrieges: Mussolini überfällt damals ein christliches Land in Afrika. Pius XI. sagt in einer öffentlichen Erklärung auf Französisch: „Une guerre

injuste.“ Was macht der „Osservatore Romano“? Er lässt diese Passage einfach weg. So kann es einem Papst also gehen, wenn er mit seiner Presseabteilung nicht richtig umgeht.

Sascha Hinkel: Der Papst hat also seinen eigenen Laden nicht im Griff! Er wird dadurch zu einer Marionette beziehungsweise einem Spielball der vatikanischen Kurienkardinäle.

Hubert Wolf: Genau diese Tendenz haben wir ja schon häufiger gesehen. Kurie und Papst sind nicht immer unbedingt einer Meinung. Aber deshalb dürfen Sie Pius XI. nicht einfach an den Pranger stellen. Zumindest ist seine Grundposition eher so zu verstehen, dass der Krieg nicht zu legitimieren ist. Zugegeben: Diese spanische Rede stammt – wie Sie richtig sagen – von Pacelli.

Mit Blick auf Pius XI. hat mich am meisten die von ihm geplante Rede zum Jahrestag der Lateranverträge am 11. Februar 1939 beeindruckt, durch die er mit sich selber noch einmal ins Reine kommen will; er nimmt darin seine ursprüngliche Sympathie für Mussolini und für den Faschismus total zurück und stimmt stattdessen einen großen Friedensaufruf an. Als ich im Vatikanischen Archiv diesen Text in der zittrigen Bleistifhandschrift des Papstes zum ersten Mal gelesen habe, war ich sehr beeindruckt. Es empfiehlt sich, dass wir auch hier hineinhorchen, um zu erfahren, was er eigentlich sagen wollte, aber nicht mehr sagen konnte, weil er einen Tag vor der Rede starb.

17. Manuskript Pius' XI. für eine Rede am 11. Februar 1939

„Ja: Jubelt, glorreiche Gebeine der Apostelfürsten, der Jünger und Freunde

Christi, die ihr dieses gesegnete Italien mit eurer Anwesenheit geehrt und geheiligt habt, mit eurem Werk, mit dem Purpur eures allervornehmsten Bluts. Jubelt an diesem denkwürdigen Tag, der daran erinnert, dass Gott Italien und Italien Gott zurückgegeben worden ist, allerbestes Vorzeichen einer leuchtenderen Zukunft. Im Lächeln eines solchen Vorzeichens bekennt auch ihr, heilige und ruhmreiche Gebeine, wie die des alten Josef. Bekennt die Fortdauer dieses Italiens im Glauben, der von euch verkündet und mit eurem Blut besiegelt wurde. Heilige Gebeine, bekennt eine völlige und feste Fortdauer gegen alle Erschütterungen und alle Hinterlisten, die von nah und fern den Glauben bedrohen und ihn bekämpfen. Bekennt Wohlfahrt, Ehre, vor allem die Ehre eines Volkes, das sich seiner menschlichen und christlichen Würde und Verantwortung bewusst ist. Bekennt, verehrte und teure Gebeine, allen Völkern die Ankunft oder die Rückkehr zur Religion Christi, allen Nationen, allen Rassen, alle verbunden und blutsverwandt durch das gemeinsame Band der großen Menschenfamilie. Bekennt schließlich, apostolische Gebeine, Ordnung, Ruhe, Frieden, Frieden für diese ganze Welt, die, wenn sie auch erfasst scheint vom mörderischen und selbstmörderischen Wahnsinn der Aufrüstung, den Frieden um jeden Preis will und die mit Uns vom Gott des Friedens ihn erlehnt und darauf vertraut, ihn zu erhalten. So sei es!“ (gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Sascha Hinkel: Diesen dreifachen „Frieden“ wollte Pius XI. am 11. Februar 1939 ausrufen. Leider kam er nicht mehr dazu, weil er – wie Sie ja schon sagten – am 10. Februar verstarb. Doch selbst dann, wenn es so gekommen wäre: Wäre es nicht zu spät gewesen? Seine Einsicht kommt immerhin erst zehn Jahre nach dem Abschluss der Lateranverträge und dem Pakt des Heiligen Stuhls mit dem Faschisten Mussolini, der die Römische Frage endlich gelöst hat. Nicht umsonst spricht David Kertzer in seinem 2014 erschienenen Buch „The Pope and Mussolini“ davon, dass die faschistische Revolution seit dem Jahr 1923 mit maßgeblicher Unterstützung Pius' XI. zu einer klerikal-faschistischen Revolution geworden sei. Oder kurz: Italien, der Faschismus und der Papst gingen damals Hand in Hand.

Hubert Wolf: Das ist richtig. Gleichwohl aber hat der Papst dazugelernt. Wenn man sich die Akten ansieht, dann merkt man Jahr um Jahr, wie stetig sich Pius XI. vom Faschismus und vor allem auch vom Antisemitismus distanziert, wie er sich mehr und mehr einsetzt für verfolgte Studenten und für Juden und wie intensiv er eine Enzyklika gegen den Rassismus will, die dann aber nicht mehr erscheinen kann.

Gerade zu dieser Zeit hätte man die Feststellung, dass alle Rassen „blutsverwandt durch das gemeinsame Band der großen Menschheitsfamilie“ seien, gerne gehört. Nur leider ist dieser Text nicht mehr gesprochen und die geplante Enzyklika nicht veröffentlicht worden.

Sascha Hinkel: Bis zur Öffnung der vatikanischen Bestände zu Pius XI. waren beide Texte, die Enzyklika ebenso wie die letzte Ansprache, unbekannt. Das ist dem Umstand zu verdanken, dass Eugenio Pacelli in seiner Eigenschaft als Camerlengo die bereits gedruckten Exemplare beziehungsweise die Druckstöcke hat vernichten lassen – so wie es eben als Camerlengo seine Pflicht war.

Hubert Wolf: Am 2. März 1939, seinem Geburtstag, wurde Pacelli zum Papst gewählt, weshalb er seine Papstwahl auch als eine neue Geburt interpretierte. Auch



Dr. Peter Pfister, Leiter des Archivs des Erzbistums München und Freising (li.), und Prof. Dr. Franz Xaver Bischof, Inhaber des Lehrstuhls für

Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München, waren unter den Teilnehmern der Veranstaltung.

er hat intensiv zum Frieden gemahnt; zumindest hallt bis heute die Formulierung vom 24. August 1939 in meinem Ohr nach: „Nichts ist verloren mit dem Frieden. Alles kann verloren sein mit dem Krieg.“ Das ist doch richtig, oder?

Sascha Hinkel: Das ist natürlich richtig. Aber als der Krieg und die Judenverfolgung dann Realität wurden, hat er zu oft geschwiegen.

Hubert Wolf: Immerhin erklärt er uns, warum er schweigt, und zwar in einem Brief an Bischof Matthias Ehrenfried von Würzburg vom 20. Februar 1941.

18. Pius XII. an Bischof Ehrenfried vom 20. Februar 1941

„Wie im Leben des göttlichen Meisters kann es auch im Leben Seines mystischen Leibes, der heiligen Kirche, Zeiten geben, da Widerstände nötigen, mehr den Leidensweg zu gehen als den Weg erfolgsgelächerten, segenspendenden Wirkens. In der gegenwärtigen Stunde kreuzen sich einerseits das gewaltige Geschehen im außerkirchlichen Raum, dem gegenüber der Papst die Zurückhaltung beobachten will, die ihm unbestechliche Unparteilichkeit auferlegt, andererseits die kirchlichen Aufgaben und Nöte, die sein Eingreifen verlangen; sie überkreuzen sich so vielfach und so verhängnisvoll, verhängnisvoller noch als im vergangenen Weltkrieg, dass der Nachfolger Petri in übertragenem Sinne des Herrn Wort an den ersten Papst auf sich anwenden könnte, ein anderer werde ihn gürteln und führen, wohin er nicht wolle. Wo der Papst laut rufen möchte, ist ihm leider manchmal abwartendes Schweigen, wo er handeln und helfen möchte, geduldiges Harren geboten.“
(gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Sascha Hinkel: Wie sollen wir das denn nun beurteilen? Auf der einen Seite gibt es da den außerkirchlichen Raum, der nun mit dem innerkirchlichen Raum noch verhängnisvoller als im Ersten Weltkrieg verwoben ist. Auf der anderen Seite steht da die unbestechliche Unparteilichkeit, die der Papst aufrechterhalten muss, sodass es ihm nur übrig zu bleiben scheint, abzuwarten und zu schweigen – genau so, wie es bereits Pius XI. zum Abessinienkrieg vorgelebt hat. Ist es vor diesem Hintergrund nicht schlicht an der Zeit, der Kritik Rolf Hochhuths in seinem 1963 uraufgeführten Theaterstück „Der Stellvertreter“ Recht zu geben? Hat der Papst im Zweiten Weltkrieg schlicht und ergreifend versagt?

Hubert Wolf: Eine moralische Frage! Hören Sie noch einmal den letzten Satz: Wo der Papst laut rufen möchte, wo er schreien will – genau da ist ihm abwartendes Schweigen geboten. Man täte dem Papst hier sicherlich Unrecht, wenn man nicht ernst nimmt, dass er an dieser Stelle wirklich mit sich gerungen hat, dass er in einem Zwiespalt war, den er nicht auflösen konnte, weil er nämlich 1917 schon einmal geredet hatte: Er war damals Nuntius – und was ist seiner Wahrnehmung nach passiert? Die Friedensinitiative ist realpolitisch gescheitert.

Ich bin der Meinung, hinreichende Indizien dafür zu haben, dass dies zu einem Trauma bei Pacelli geführt hat. Seine Überlegung lautete in etwa: Weil wir 1917 geredet haben, wurden wir von allen Seiten als Partei angesehen. Der verhängnisvolle Frieden von Versailles ist gekommen, weil wir als überparteiliche Kraft bei den Friedensverhandlungen nicht dabei waren. Also müssen wir jetzt strikt überparteilich oder neutral sein. Ob diese Positionierung nun richtig oder falsch ist, steht freilich auf einem anderen Blatt. Aber ich bin davon

überzeugt, dass Pacelli auch als Papst noch ganz vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen als Nuntius in Deutschland handelt.

Ganz nebenbei schreibt auch er, dass der Zweite Weltkrieg nochmal ein Krieg ganz anderer Kategorie und Größenordnung sei, als es der ohnehin schon schreckliche Erste Weltkrieg mit dem Giftgaseinsatz an der Westfront war. Es war ein Vernichtungskrieg – und mit wem soll er darüber denn noch sprechen? Mit Wilhelm II. war vielleicht noch zu reden; aber mit Hitler sicherlich nicht mehr.

Sascha Hinkel: Wir sind uns darüber einig, dass eine Friedensvermittlung mit Hitler unmöglich war. Aber hätte Pius XII. das katholische Polen nicht deutlicher und früher unterstützen müssen? Hätte er nicht eigentlich die Rolle vom überparteilichen Friedensvermittler hin zum Ankläger von Völkermord und Vernichtungskrieg wechseln müssen? Hätte er die Dinge nicht wenigstens einmal beim Namen nennen und sagen müssen: Das ist Unrecht! Ich als moralische Autorität sage euch: „Bis hierhin und keinen Schritt weiter“?

Hubert Wolf: Wissen Sie denn mit Bestimmtheit, dass er derartiges nicht überlegt hat?

Sascha Hinkel: Er hat es nicht getan!

Hubert Wolf: Können Sie denn wissen, was ihn umgetrieben hat? Wissen Sie denn, ob er nicht doch – was ja durchaus behauptet wird – überlegt hat, öffentlich Protest zu erheben? Wir bräuchten zunächst Einblick in die Quellen; und erst dann, wenn wir die Quellen gesichtet haben, dann können wir die Frage beantworten, ob er es sich zu leicht gemacht hat oder nicht.

Sascha Hinkel: Ich möchte nicht behaupten, dass er es sich zu leicht gemacht hat. Ich nehme einzig die Position der Katholiken ein, die im deutschen Heer auf Hitler vereidigt wurden und diesen Krieg führen mussten. Wenn der Papst diese Katholiken nur vom Eid entbunden hätte ...

Hubert Wolf: Wenn!

Sascha Hinkel: Genau das hat er aber nicht getan. Ich frage mich also: Wo ist da die moralische Autorität, die den Gläubigen sagt: „Bis hierher und nicht weiter“?

Hubert Wolf: Das hat er nicht getan, aber er hat es sich dabei sicherlich nicht leicht gemacht. Ich stimme Ihrer Meinung zu, dass dieses Schweigen aus moralischer Sicht ein Versagen bedeutet. Trotzdem würde ich gerne wissen, warum er sich damals so entschieden hat und wann er was wusste.

Darüber darf allerdings eines nicht vergessen werden: Wir konzentrieren uns bis jetzt ausschließlich auf den Papst. Grundsätzlich gilt aber: Die Friedensinitiative Benedikts XV. hatte einerseits eine positive Auswirkung auf die Gläubigen, weil es seither katholische Friedensbewegungen, den Friedensbund der Deutschen Katholiken und später Pax Christi gibt. Andererseits – und dieser Befund schmeckt freilich nicht jedem – gibt es seither auch in Rom so etwas wie eine dauerhafte katholische Stimme des Friedens, und zwar nicht nur bei Pius XI. und Pius XII., sondern auch bei Johannes XXIII., bei Johannes Paul II., bei Benedikt XVI. und natürlich bei Franziskus. Es ist letztlich die Friedenslinie von Benedikt XV., die in diesen Pontifikaten weitergeführt wird.

Ich war in Rom, als Johannes Paul II. dem amerikanischen Präsidenten Geor-



Copyright: Universitätsbibliothek Heidelberg

Abb. 5: Eine Karikatur aus dem „Kladderadatsch“ vom 7. Oktober 1917. Sie greift das Bündnis zwischen den Sozialdemokraten, hier repräsentiert von Philipp Scheidemann, und dem Zentrum, gezeigt wird Matthias Erzberger, spöttisch auf.

Lange Nacht der Musik

Joe Viera jazzt mit der Uni Big Band München



Joe Viera und die Uni Big Band München.

An einem wahren Ohrenschaus konnten sich die Zuhörerinnen und Zuhörer am vergangenen Samstag im Vortragssaal erfreuen: Mit Prof. Joe Viera und der Uni Big Band München waren auch in der diesjährigen Langen Nacht der Musik gleich zwei wichtige Münchner Jazz-Institutionen in der Akademie zu Gast, die mit einem zweigeteilten Konzert aus ihrem Repertoire aus Swing, Bebop, Blues, Latin und Balladen beglückten.

Der Münchner Joe Viera ist seit den 50er Jahren – so das Jazzlexikon des Rowohlt-Verlags – „eine der Konstanten des deutschen Jazz“: Er ist Musiker, Bandleader, Komponist, Arrangeur, Dozent und Autor, 1970 Mitbegründer des

Internationalen Jazzfestivals Burghausen und seitdem dessen künstlerischer Leiter. Die Uni Big Band München entstand als Combo innerhalb seines Jazz-Seminars, 1994 wurde sie zur Big Band und umfasst eineinhalb Dutzend versierte Jazz-Musikerinnen und -Musiker. Entsprechend anspruchsvoll war das Programm, das dennoch Leichtigkeit und Witz versprühte. Auch die kurzen Werkeinführungen und Kommentare, die Prof. Joe Viera den Stücken vorstellte, fanden Anklang.

Das Konzert in der Akademie war eines von 400 Konzerten, die in der Langen Nacht der Musik in unterschiedlichen Münchner Veranstaltungsorten stattfanden.

ge Bush erklärte, dass sein Irak-Krieg kein Kreuzzug sei. Ich war dabei, als er beim Angelus an das Fenster trat – der ganze Petersplatz voll mit Pace-Fahnen – und dabei erzählte, dass er in seiner Jugend erleben musste, was Krieg bedeutet, und dass seine jüdischen Klassenkameraden in Auschwitz umgebracht wurden. Nicht zuletzt deshalb war seine Forderung sehr beeindruckend: Nie mehr Krieg!

Ich bin davon überzeugt, dass diese Tradition des Friedens von Benedikt XV. ausgeht. Zudem bin ich der Meinung, dass sich die Friedensversuche von Papst Franziskus und die Vermittlung in lateinamerikanischen Konflikten auf Benedikt XV. zurückführen lassen. Am meisten Eindruck hinterließ bei mir jedoch eine Enzyklika von Johannes XXIII. Nicht zuletzt deshalb wollen wir

heute Abend ihm das Schlusswort gewähren. In seiner Enzyklika „Pacem in terris“ vom 11. April 1963 heißt es.

**19. Enzyklika Johannes' XXIII.
„Pacem in terris“ vom 11. April 1963**

„Mehr und mehr hat sich in unseren Tagen die Überzeugung unter den Menschen verbreitet, dass die Streitigkeiten, die unter Umständen zwischen den Völkern entstehen, nicht durch Waffengewalt, sondern durch Verträge und Verhandlungen beizulegen sind.

Freilich gestehen Wir, dass diese Überzeugung meist von der schrecklichen Zerstörungsgewalt der modernen Waffen herrührt, von der Furcht vor dem Unheil grausamer Vernichtung, die diese Art von Waffen herbeiführen kann. Darum widerstrebt es in unserem Zeit-

alter, das sich rühmt, Atomzeitalter zu sein, der Vernunft, den Krieg noch als das geeignete Mittel zur Wiederherstellung verletzter Rechte zu betrachten.

Leider sehen Wir jedoch häufig Völker, die der Furcht als dem sozusagen höchsten Gesetz verfallen sind und deshalb größte Summen für die Rüstung ausgeben. Sie erklären – und es ist kein Grund vorhanden, warum man ihnen nicht glauben sollte –, dass sie dabei nicht die Absicht haben, andere anzugreifen, sondern sie nur von einem Angriff abzuschrecken.

Trotz allem ist zu hoffen, die Völker werden durch freundschaftliche wechselseitige Beziehungen und Verhandlungen die Bande der menschlichen Natur besser anerkennen, durch die sie aneinandergeknüpft sind; sie werden ferner deutlicher einsehen, dass es zu den

hauptsächlichen Pflichten der menschlichen Natur gehört, darauf hinzuwirken, dass die Beziehungen zwischen den einzelnen Menschen und den Völkern nicht der Furcht, sondern der Liebe gehorchen sollen, denn der Liebe ist es vor allem eigen, die Menschen zu jener aufrichtigen, äußeren und inneren Verbundenheit zu führen, aus der für sie so viel Gutes hervorzusprießen vermag.“
(gelesen von Rudolf Guckelsberger)

Für den Abdruck in „zur Debatte“ wurde der aufgezeichnete Text als Grundlage verwendet; um die Authentizität der Veranstaltung zu dokumentieren, wurde die Diktion der gesprochenen Sprache behutsam angeglichen. □

Punkt, Punkt, Komma, Strich – wer sieht was in meinem Gesicht?

Möglichkeiten und Risiken digitaler Gesichtserkennung



Gastgeber Dr. Alexander Pschera (li.), im Gespräch mit Dr. Karolina Vocke, Dr. Huang Xiao und Prof. Dr. Thomas Petri.



Ein Beitrag zum Digitalen Salon ist im Fernsehmagazin „Kirche in Bayern“ erschienen. Im YouTube-Kanal der Katholischen Akademie Bayern können Sie den kurzen Film anschauen.

Zum „Vierten Digitalen Salon“ hatte die Katholische Akademie Bayern zusammen mit acatech, der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften, am Montag, den 7. Mai 2018, eingeladen. Der Digitale Salon findet seit 2016 statt und zielt darauf ab, über das Internet als Phänomen nachzudenken, über Folgen der Digitalisierung zu reflektieren und unterschiedliche Positionen ins Gespräch zu bringen. Dieses Mal ging es um die Anwendungsmöglichkeiten und Grenzen der automatisierten Gesichtserkennung, worüber Referentinnen und Referenten aus technischer, juristischer und künstlerischer Perspektive mit dem Publikum diskutierten.

Es ging darum, wie Gesichtserkennung funktioniert, welche datenschutzrechtlichen Fragen sie aufwirft und welche gesellschaftlichen Veränderungen damit einhergehen. Moderiert wurde das Gespräch wie immer

von Dr. Alexander Pschera, Publizist und Geschäftsführer bei Maisberger, auf dessen Idee auch das Gesamtkonzept des Digitalen Salons zurückgeht.

Zunächst stellte Dr. Huang Xiao vom Fraunhofer AISEC in Garching die technischen Grundlagen der digitalen Gesichtserkennung vor, wies aber auch gleichzeitig auf deren (noch bestehende) Grenzen hin. Die Technik basiere auf Methoden der Künstlichen Intelligenz (KI); die Erkennungssoftware nutze – je nach Technologie – unterschiedliche Merkmale des Gesichts für ihre Bewertung. Inzwischen sei die Technik recht leistungs- und aussagefähig, jedoch sei die Fehlerquote nur dann gering, wenn die Software auf große Datenmengen zugreifen könne und entsprechend vorbereitet worden sei. „Die Technologie ist von der Qualität der Daten abhängig und die Daten können manipuliert werden. Das sind ihre grundsätzlichen Probleme“, sagte Huang Xiao.

Prof. Dr. Thomas Petri, Bayerischer Landesbeauftragter für den Datenschutz, ordnete die Gesichtserkennung juristisch ein. Für deren rechtliche Bewertung sei maßgeblich, wer zu welchem Zweck Gesichtserkennungssoftware nutze, denn für staatliche Einrichtungen wie die Polizei würden andere rechtliche Regelungen als für Unternehmen gelten. Dennoch kritisierte Petri den Einsatz der automatisierten Gesichtserkennung im öffentlichen Raum: einerseits sei die Fehlerquote noch viel zu hoch, als dass Verdächtige einwandfrei identifiziert werden könnten. Andererseits bedeute die Gesichtserkennung grundsätzlich einen tiefgehenden Eingriff in die Grundrechte: „Wenn es im öffentlichen Raum keine Privatsphäre mehr gibt, ist das hochproblematisch. Die Privatsphäre gehört zu einem menschenwürdigen Leben.“

Dr. Karolina Vocke vom Department of Economic Theory, Policy and History

der Universität Innsbruck beleuchtete schließlich das Thema Gesichtserkennung aus der künstlerischen und ideengeschichtlichen Perspektive: ausgehend von antiken Münzen mit deren Gesichtsdarstellungen führte sie den gedanklichen Faden über das Bilderverbot der mittelalterlichen Zeiten vorhalten bis zur Demokratisierung des Bildes durch die Fotografie. „Mit der Fotografie gibt es Bilder von Massen, aber auch Massen von Bildern“, so Vocke. Im Zeitalter der digitalen Fotografie wiederum steige deren Verfügbarkeit und Verwertbarkeit ständig. Als Gegenperspektive zeigte sie das Video „The shy camera“: die künstlerische Installation einer an der Decke befestigten Überwachungskamera, die, sobald ein Mensch in ihr Blickfeld gerät, sich wie scheu wegdreht.

Astrid Schilling